

Lesen & Hören

JAGDEN

VON SABINE VOGEL



Mit Feldstecher in die radikale Welt

Nein, sie haben ihn nicht geschossen, den König der Graubündner Berge. Zwei Wochen lang, jeden Morgen los vor Tagesanbruch nach klammern Nächten in Hütten voll Bauerngerümpel und porzellanen Melittafiltern, haben sie ihn verfolgt, auf allen Vieren die Hänge rauf und runter, robbend über Geröllhalden, die vor noch gut erinnerbarer Zeit Gletscher waren, mit dem Feldstecher stundenlang auf schwarze Felswände starrend, warten, Speck kauen, scheitern. Da muss man ja philosophisch werden: „Der einzige Toskaner, der ins Jenseits ging, ohne die Tür hinter sich zu schließen, war Dante.“ Oder Dichter: „Der Himmel ist recht vielerprechend, der Rest ganz ungewiss.“ Was hier so heiter bis scheinbar lapidar dahermusikalisiert, hat es auf kargen 89 Seiten faustlingsdick in sich. Der auf Rätoromanisch schreibende Leo Tuor, geboren 1959, war selber 14 Sommer lang Schaffhirte auf der Greinahöhebene in der „radikalen Welt“ über den Bäumen. Da ist jeder für sich dem Wetter, dem Wildhüter, den Geißen und dem Steinbock ausgesetzt ist, der ihn foppt, ein großer Obломow ist und mit seinem Gehörn ein virtuoser Hodenkratzer.

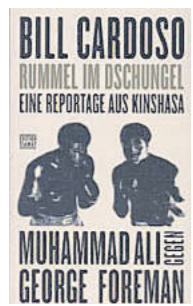
Leo Tuor: Cavrein Aus dem Rätoromanischen von Claudio Spescha. Limmat, Zürich 2014. 89 S., 22 Euro.



Mit Zähnen in die Rentiereier

Als Johan Turi 1854 geboren wurde, war die Lebensweise der Lappen noch nomadisch, aber die Verfolgung und Vertreibung der autarken Rentierhirten aus ihren angestammten Jagd- und Weidegründen und ihre nationalstaatliche Domestikation hatten bereits begonnen. Auf der Suche nach dem „edlen Wilden“ hat die dänische Künstlerin Emilie Demant ein Jahr lang bei den Lappen gelebt, den eigenbrödelischen Schrat und lebensklugen Jäger Johan Turi mindestens bekocht und zum Aufschreiben seiner Geschichten ermuntert. 1910 erschien seine „Erzählung vom Leben der Lappen“, das der Ethnie der Samen ihr kulturelles Gedächtnis, ihre Legenden und Lieder, ihre Gebete und blutigen, heidnischen Mythen, sogar ihren Namen zurückeroberte. Turi erzählt in schräg schlichter Prosa vom eisigen Alltag, von Rentieren und wie man sie kastriert (mit den Zähnen!), von Socken aus christlicher Schafswolle, von ritterlichen Bären und teuflischen Wölfen, in denen böse Menschen stecken. Raue Ethnopoese ohne Anthropologenkitsch.

Johan Turi: Erzählung vom Leben der Lappen Aus dem Lappländischen von Mathilde Mann. Andere Bibliothek, Aufbau, Berlin 2014. 320 S., 22 Euro.



Mit Stift und Drogen in den Ring

Endlich erklärt mal einer, was genau Gonzo ist! Es begann 1974, als eine Handvoll Edelfedern wie Norman Mailer und Hunter S. Thompson nach Kinshasa geschickt wurde, weil Diktator Mobutu dort zur pompösen Propaganda-Feier seines bald völlig entgleitenden Afrikanismus den Boxkampf Muhammad Ali gegen George Foreman ausrichten ließ. Es wurde gesoffen, gepress, gehurt, geseucht, und heraus kamen Texte, die für das klassische journalistische Objektivitätsethos schockierend subjektiv waren und die den Mangel an Nüchternheit und seriöser Recherche mit literarischen Abschweifungen kompensierten. Hunter S. Thompson soll einen ganzen Nachmittag lang geweint haben über Cardoso Reportage, die dessen Auftraggeber von der New Times jedoch undruckbar fand: Gonzo, das ist die Freiheit, grandios das Thema zu verfehlen und einer eigenen, den Autor im Delirium selbst noch überraschenden Geschichte hinterherzujagen.

Bill Cardoso: Rummel im Dschungel. Eine Reportage aus Kinshasa. Muhammad Ali gegen George Foreman Hrsg. und übersetzt von Franz Dobler. Edition Tiamat, Berlin 2014. 112 S., 12 Euro.



Die künstliche Welt der Pfaueninsel: Exotische Tiere in gepflegtem Landschaftspark.

Alles ist Märchen oder nichts

Noch ein heißer Kandidat für den Deutschen Buchpreis: Thomas Hettche mit seinem wunderbaren Roman „Pfaueninsel“

VON JÖRG AUFENANGER

Schreibt er einen Roman, so kann er den Essayisten nicht verbergen, verfasst er Essays, kann er den Romancier nicht leugnen. So hat Thomas Hettche in sein wunderbares Venedig-Buch „Animationen“ erzählende Passagen eingefügt und in seine Romane immer wieder Essayfetzen. Gerade diese Mischung macht seine Bücher zu anregenden Leseerlebnissen. So auch in „Pfaueninsel“, seinem neuesten Roman, der mit Recht auf der Shortlist zum Deutschen Buchpreis gelandet ist.

Schon mit dem ersten Satz springt Hettche in die Geschichte, wechselt mehrfach und bisweilen verwirrend die Perspektiven, sodass man sich fragt, ist es ein leichtfertiges Spiel mit ihnen oder Kalkül? Wer spricht, wer denkt da gerade? Ist es der allwissende Autor, eine seiner Figuren, und wer ist mit dem „Wir“ gemeint, der Autor, der seine Leser derart eingemeindet? Nein, Kalkül ist es nicht, es ist das leichtgängige Spiel eines gewieften Autors, der den Leser zudem unaufdringlich über die Historie jener Einzigartigkeit von Natur und Tier inmitten der Havel belehrt.

„Die junge Königin stand einen Moment lang einfach da und wartete, sodass ihre Augen sich an das Halbdunkel des Waldes gewöhnten.“ So öffnen sich das Buch und die Welt, in der es spielt. Die Königin ist Luise, die zum ersten Mal nach ihrem Exil die Pfaueninsel aufsucht, mit ihren Kindern Ball spielt. Der fällt ins dunkle Gehölz, den sie darin „als wäre sie durch einen Vorhang in eine andere Welt getreten“ sucht. In diesen Moment hinein flicht Hettche eine Reflexion ein, in der er von einem „Wir der Heutigen“ spricht, das sich Fragen stellt zum Märchen an sich, in denen es ja von Königinnen, Prinzessinnen, Prinzen und Fabeltieren wimmelt, und stellvertretend für uns Heutige kommt Hettche, zu dem Schluss: „Alles ist Märchen oder nichts!“

Im Halbdunkel trifft die Königin auf einen winzigen Jungen, der mit einer derart tiefen Stimme zu ihr spricht, dass sie erschrickt, sich vor seinem Anblick ekelt. „Ein Monster!“ Der Zwerg rast davon zu seiner Zwergenschwester, sagt ihr das Wort, das wie ein Pfeil in sie dringt und verletzt. Von nun an ist ihr Leben an dieses Wort „Monster“ gebunden, sie vermag es nicht mehr abzuschütteln. Eine lebenslange Schande.

Marie Strakon und ihr Bruder Christian sind im Kindesalter auf die Pfaueninsel als königliche Pflegekinder und Curiosa verbracht worden. Sie trägt den Titel eines Schlossfräuleins und wird ihr ganzes Leben auf der „Spielzeugwelt der Pfaueninsel“ verbringen, in der „nichts sicher in seiner Zeit steht“. Die Zeit, die vergehend an uns, die wir aber eher selbst vergehen, vorüberzieht, ist das Grundthema in Hettches Roman. „Wie aber erzählt man, wenn Zeit erzählt werden soll?“, fragt der Autor gegen Ende des Romans unsicher, aber auch ein wenig kokett, nachdem er schon 273 Seiten lang von ihr erzählt hat.

„Pfaueninsel“ ist auch ein Jahreszeitenroman, der stete Wechsel von Sommer zu Winter auf der Insel in über sechzig Jahren ist so eindringlich erzählt, dass man beim Lesen etwas melancholisch an die eigene Vergänglichkeit denkt. Jahr auf Jahr folgt in all den Jahrzehnten, die Marie auf der Insel lebt. „Der König blickte sie an, ohne dass sein Blick irgendetwas an ihr zu finden schien, und als sie das bemerkte, spürte sie, wie sehr sie es genoss.“ Marie war unter seinen Augen kein Zwerg mehr, sie war zu einem Ding mutiert. Dieser sich wie ein Ritual wiederholende Blick des Königs, der „zärtlich ihren Körper abtastet“, wird für sie zu einem erotischen Moment. Diesen sucht sie auch, wenn ihr Zwergenbruder sie anschaut, was schließlich zum Inzest führt, unter dem Blick des hübschen Gustav Fintelmann, dem Neffen des Hofgärtners. In ihn verliebt sie sich, er erwidert die Liebe, was ihn aber anwidert, und doch werden sie ein Liebespaar.

Da besucht der preußische Hofgärtner Peter Joseph Lenné die Insel, deren wilde, ungeordnete Natur ihm zuwider ist, wie auch Marie, die Zwergin, ist sie doch ebenfalls ein deformiertes Naturgewächs. Er gestaltet die Insel um in

einen gepflegten Landschaftspark mit klaren Sichtachsen. Sie verliert ihre Eigentümlichkeit. Tiere aus entfernten Regionen der Welt werden angesiedelt, Kängurus, Lamas, Kakadus, Affen, aber auch exotische Menschen, ein Südseeinsulaner, ein Mohr, ein Riese. Marie fühlt sich ihnen verbunden, da diese wie sie selbst als Curiosa hierhin verbracht worden sind, und weil sie ihr von einer Welt außerhalb ihrer Insel erzählen und vorsingen. Die bislang dem Hof vorbehaltene Pfaueninsel wird verbürgerlicht, sie wird für „gemeine“ Besucher geöffnet, damit diese den Park und ihre exotischen Pflanzen, Tiere und Menschen begaffen können.

„Marie schien der junge Mensch gleich wie lang vertraut. Ich beneide sie darum, Mademoiselle, an einem solchen Ort leben zu können“, sagt da ein fremder Besucher, stellt sich vor: Peter Schlemihl. Hettche holt in das reale Leben Maries – sie ist eine historisch verbürgte Figur – eine aus der Literatur, aus der Feder Chamisso auf die Pfaueninsel. Marie und Schlemihl verstehen sich ohne Umschweife. Er bekennt ihr: „Sie verkörpern das Beste dieses Orts“, er bietet ihr eine kubanische Zigarre an, die sie sofort pafft. Die Zigarre wird ihr Trost gegen die Zumutungen des Lebens. In den Szenen mit Schlemihl blitzt unvermuteter Humor auf, aber auch eine Anmut in der Erzählung, die man von Hettche kennt. Ihm gelingen Szenen von solch existenzieller Tiefe, dass man den Atem anhält und mit einem staunenden Puh ausatmet, so anrührend und überwältigend sind sie.

Immer wieder fließen essayistische Exkurse ein, über das Tierhafte im Menschen, die Begierde, die Vergänglichkeit, die Willkür und das Ideal des Schönen. Bisweilen eingeflochten in Dialoge oder Hettche unterbricht eine erotische Szene kurz vor ihrem Höhepunkt mit Worten zur Gartenkunst, die wie ein Ritardando wirken. Der „Pfauf auf der Grenze von Leben und Bild“ ist derart beziehungsgeladend, dass man nicht glauben kann, dieses Wesen könne in der Weltliteratur schon einmal besser mit Worten nachgezeichnet sein.

„Welche Hybris, diese riesigen Palmen hier am Leben halten zu wollen wie stumme fremde Tiere ...“ Schinkel hatte ein beheizbares Haus für diese Pflanzen erbauen müssen. Es wird zu einem Unglücksort. Während eines orgastischen Fests unter den Palmen tötet Gustav Fintelmann, von dem Marie schwanger geworden ist, ihren Bruder Christian im Affekt. Von da an will sie den Kindsvater nie mehr sehen, ihren Sohn allein aufziehen. Doch man nimmt ihr das „Kind der Schande“ weg, bringt es nach Berlin in ein Waisenhaus. Daran zerbricht Marie. Der Hof verliert das Interesse an der Insel, sie verkommt, Marie wird zum Überbleibsel einer Vergangenheit, in der die Insel ein irdisches Paradies war.

„Dann kam der Tender, dann kamen die grünen Wagen, eingehüllt von Dampf, in dem alles vor ihr mit einem Schreien von Metall auf Metall zum Stehen kam, und Marie schlug das Herz bis zum Hals.“ Sechzig Jahre ist sie alt und aufgeregt wie ein junges Mädchen, als sie für einen einzigen Tag die Insel verlässt auf Einladung eines Kochs, der sie mit seinen selbst gemachten Ravioli gelockt hat. Sie staunt über das eiserne Gefährt, berauscht sich an der Geschwindigkeit, staunt über den roten Himmel über Berlin, der nicht von der Sonne beleuchtet ist. Sie wird Fremdenführerin für die wenigen Besucher der Pfaueninsel. Da meint sie, kurz vor ihrem Tod, eine weitere, ungeheure Entdeckung zu machen.

Thomas Hettche hat uns in wunderschön wunderbarer Weise in eine vergangene Welt geholt und dennoch das Heute und unsere Fragen an Welt und Existenz nicht negiert. Und er hat voller Empathie und Anmut das Bild einer Frau gezeichnet, die als Monster betrachtet wurde, aber wie alle anderen Glück und Unglück gekannt hat. Dieser Roman ist nicht nur Hettches bester, er zählt auch zum Schönsten, was nicht nur in dieser literarischen Saison erschienen ist.

Thomas Hettche: Pfaueninsel Kiepenheuer & Witsch. Köln 2014. 344 S., 19,99 Euro.



Der Geschichtsverführer Thomas Hettche

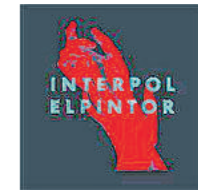
ROCK

VON MARKUS SCHNEIDER

Durchtrainierte Melancholiker

Es scheint, als erlebe man derzeit wieder eines jener periodisch auftretenden Gitarrenrock-Revivals, wie sie sich ungefähr alle halben Jahrzehnte seit Ableben des Genres ereignen. Darauf deutet jedenfalls das begeisterte Interesse hin, dessen sich junge Bands von den Neo-Punkrockern Parquet Courts bis zu Neo-Bluesrockern wie Royal Blood erfreuen. Das heißt natürlich nicht, dass in den Zwischenzeiten und nebenher nicht fleißig und traditionell gerockt wird. Zum Beispiel von Interpol, die mit „El Pintor“ gerade ihr fünftes Album seit 2002 veröffentlichten. Rock bedeutet in ihrem Fall einen schick, ja klassisch aufpolierten Post-Punk, der sich nach einer Art Proteindiat sehr vornehm am Sound ihrer frühen Tage orientiert. Nach ihrem trendweisenden Debüt „Turn on the Bright Lights“ hatten die New Yorker instrumental und vor allem produktionstechnisch gezeugt und sich dabei mainstreamfähig etabliert. Nunmehr zum Trio mit Gästen geschrumpft, klingen ihre graumelancholischen Songs einerseits abgehangen und souverän, andererseits vorteilhaft klar umrissen und konzentriert – der Maler des Albumtitels ist ein selbstbewusstes Anagramm des Bandnamens. Daher hört man viel monochrome, schräg kantende Gitarrenharmonien, dicke Trommeln, treibenden Bass und schweifenden Gesang; die Joy-Division-Prägung von Interpol bleibt unüberhörbar.

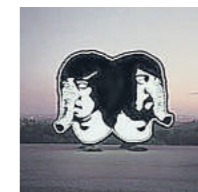
Aber durch viel Hall und Raum für dünne, helle Sololinien wirken ihre eleganten Melodien weniger hohlhändig und eingefallen als vielmehr durchtrainiert melancholisch.



Interpol: El Pintor (Pias Coop/RTD)

Melodiös rammelnde Schreihäse

Nicht unclever hatten Death From Above 1979 einerseits auf ihrem Debüt 2004 das damals virulente Dancerpunk-Revival auf einen lärmigen Höhepunkt getrieben, um sich danach sogleich für ein Jahrzehnt abzumelden und über ihre „musikalischen Differenzen“ nachzudenken. Das führt hier zu zwei verschiedenen, jeweils hübsch überzeugenden Richtungen. Stücke wie das eröffnende „Cheap Talk“ knüpfen an ihre ursprüngliche Idee, Post-Punk mit Funkkantensowie metalhaltigem Hardcore zu eigentümlich melodiosen Schreihäsesongs zu verknüpfen – die Unbehauenheit klingt zweifellos noch zackiger und sturer, weil es sich um ein Duo aus Bass und Drums (und ein bisschen Modular-Elektronik) handelt. Die machtvollen Grundmuster beruhen auf rammelnden bis hysterisch und gummiartig quietschenden Riffs mit Stumpfdrum wie in „Crystal Ball“, das seltsamerweise an eine Rockversion der harten, verschwitzten Beats der alten NDW-Helden DAF erinnert. In einem zweiten, eher nachgedrehten Gedanken beschäftigen sie sich darüber hinaus mit einem knatternden Update von Stonerrock, wodurch sie zum Beispiel auf „Virgins“ und „White is Red“ in einem wuchtig zerkratzten Neo-Hardrock mit Kurt-Cobain-Widmung landen. In beiden Ansätzen vertreten sie wiederum die durchaus akzeptable Meinung, dass es eigentlich egal ist, wohin das jeweilige Arrangement zielt –

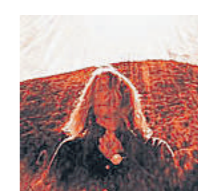


Hauptsache man spült die Zutaten mit explosiver Energie in einer Fuzzbox-Brühe gründlich durch.

Death From Above 1979: The Physical World (Caroline/Universal)

Streicherumsorgter Schmutzler

Zumindest die Freude am verfuhten Sound prägt auch das Schaffen Ty Segalls. Eine Fuzzboxfirma hat ihm sogar eine limitierte Sonderedition eines ihrer Modelle gewidmet. Bei ihm führt diese Leidenschaft allerdings zurück in die Zeiten, als man das Gerät erfand. Segall knüpft direkt an die späten Sechzigerjahre an, wobei sein Interesse – auf heroischen 24 Alben, Kassetten und Nebenprojekten seit 2008 – konzeptueller Natur und nicht nostalgisch ausgerichtet ist. Zugegebenermaßen erkennt man den Unterschied weniger beim Hören der jeweiligen Songs als in der Konsequenz. Aber auf „Manipulator“ zeigt Segall, wie meisterlich er die zeitgemäßen Retrofarben mittlerweile beherrscht. Ebenso hört man den 17 Songs an, dass er sich für seine Verhältnisse sensationelle 14 Monate Zeit genommen hat. Das kommt insbesondere den Kompositionen zugute, kurzen (das Album dauert nur 56 Minuten), präzisen Songs mit jeweils klaren stilistischen Vorgaben. Er selbst hat als Leitfigur des Albums den Produzenten Tony Visconti genannt und meint damit offenbar dessen Arbeiten für T. Rex und den frühen David Bowie. So gibt es neben seinem bereits bewährten schweren Garagen-Rock großartig bouncende Glam-Nummern wie „The Faker“ und swingende akustische Nummern wie „Green Belly“, dazu jedoch auch zarte, streicherumsorgte Psychedelik, schmutzgelnde Orgeln und



sich uneinander windende Solo-Gitarren. Ein großartiges, in seiner Umsicht, Genauigkeit und Frische topmodernes Rockalbum.

Ty Segall: Manipulator (Drag City/RTD)